

I. Einleitung

Nudging, auf Deutsch als ›Anstupsen‹ übersetzt, ist ein verhaltenspolitisches Verfahren, durch das auf menschliches Verhalten eingewirkt wird, ohne jedoch auf Verbote oder Anreize zurückzugreifen (vgl. Thaler und Sunstein 2008). Stattdessen zielt diese Regierungsweise darauf, über die Gestaltung von Umwelten, Umgebungen, Oberflächen oder Anordnungen, die als Kontexte auf Entscheidungen einwirken können, Verhalten indirekt zu beeinflussen. Die auf diese Weise induzierten Verhaltensänderungen sollen »ohne Zwang und ohne signifikante ökonomische, soziale, zeitliche oder sonstige Anreize zustande [kommen], indem [über Kontexte] auf nichtreflexive, gleichsam ›automatische‹ Mechanismen des kognitiven Systems [eingewirkt wird]« (Straßheim/Korinek 2018: 82). Damit ist Nudging ein Beispiel für sanfte Formen der Verhaltensbeeinflussung, die seit den 1980er Jahren vermehrt an Bedeutung gewonnen haben (vgl. Bröckling 2017).

Nudging ist ein besonders prominentes Beispiel für verhaltenswissenschaftlich fundierte Regierungstechniken, die unter der Bezeichnung »Behavioural Insights« in den letzten zehn Jahren eine beträchtliche Verbreitung gefunden haben. So wurde 2010 in Großbritannien das *Behavioural Insights Team (BIT)* ins Leben gerufen, in den USA 2015 das *Social and Behavioral Sciences Team (SBST)* gegründet und auch in Deutschland wurden 2015 drei Stellen im Kanzleramt geschaffen, die als *Projektgruppe wirksam regieren* dafür sorgen sollen, dass das jeweilige »politische Ziel durch die konkrete Ausgestaltung bestmöglich erreicht werden kann« (Bundesregierung 2013). Behavioural Insights-Teams oder Nudge Units gibt es inzwischen außerdem bei der Europäischen Kommission und der Weltbank. Weltweit operieren heute zahlreiche Nudging-Expert:innen, die entweder in Beratungsunternehmen organisiert, oder als Arbeitsgruppen in Behörden und Ministerien angesiedelt sind (vgl. John 2018; Straßheim 2018). Laut der OECD (2021) werden Behavioural Insights aktuell (Stand 2022) in weltweit 202 Institutionen angewandt.

Nudging basiert auf einer Kritik des Modells rational handelnder Akteure und ist vor allem durch die neue Verhaltensökonomik geprägt, ein Forschungsfeld das seit den 1970er Jahren psychologische Erkenntnisse in die Ökonomik inkorporierte, mit dem Ziel letztere in eine größere Übereinstimmung mit empirisch beobachtbarem Verhalten zu bringen und so auch zu treffenderen Prognosen zu führen (vgl. Sent 2004: 742).

At the core of behavioral economics is the conviction that increasing the realism of the psychological underpinnings of economic analysis will improve economics on its own terms – generating theoretical insights, making better predictions of field phenomena, and suggesting better policy. (Camerer/Loewenstein 2003: 3)

Durch unzählige Experimente konnte die Verhaltensökonomik zeigen, dass empirisch beobachtbares menschliches Verhalten systematische Abweichungen vom Modell des *Homo Oeconomicus* aufweist. Hierbei ist jedoch zu beachten, dass die Rationalitätsannahme dieses Modells nicht verworfen wurde, sondern weiterhin den Maßstab liefert, vor dem die empirisch beobachtbaren Abweichungen überhaupt bestimmt, und als »Anomalien« (Kahneman/Knetsch/Thaler 1991) erkannt werden können (vgl. Sent 2004: 744; Bröckling 2017: 184). Demnach bleibt der *Homo Oeconomicus* als Ideal erhalten, das die Abweichungen erst erklärungsbedürftig macht. Daniel Kahneman, Wirtschaftsnobelpreisträger und eine der Gründungsfiguren der Verhaltensökonomik, beschreibt das Verhältnis zwischen der Rationalitätsannahme und seinem Forschungsgebiet wie folgt: »The rational-agent model was our starting point and the main source of our null hypotheses.« (Kahneman 2003: 1449)

Vor dem Hintergrund dieser Kritik am *Homo Oeconomicus* bildeten sich verhaltenswissenschaftlich informierte Regierungsweisen heraus, welche die Differenz zwischen der Rationalitätsannahme und dem empirisch beobachtbaren Verhalten zu ihrem Ausgangspunkt machten. Sie gingen davon aus, dass bisherige Regierungsinstrumente in dem Maße fehlschlugen, wie ihnen die Annahme eingeschrieben war, dass sich Bürger:innen rational verhielten. Durch eine Berücksichtigung der Anomalien könne wiederum die Wirksamkeit von Regierungsinstrumenten erhöht werden. In diesem Kontext veröffentlichten Richard Thaler und Cass Sunstein 2008 das Buch »Nudge. Improving decisions about health, wealth and happiness«, was dem Konzept zu großer Bekanntheit verhalf. Nudging wird darin als Möglichkeit dargestellt,

trotz festgefahren politischer Fraktionierungen und polarisierter Debatten, als »real third way« (Thaler/Sunstein 2008: 252) Veränderungen herbeizuführen. Basierend auf einer politischen Philosophie, die Thaler und Sunstein als »libertären Paternalismus« (vgl. ebd.: 5ff.) bezeichnen, soll einerseits die individuelle Entscheidungsfreiheit stets bewahrt und ohne Zwang regiert werden. Andererseits sollen Verhaltenswahrscheinlichkeiten so beeinflusst werden, dass es im Sinne der Beeinflussten geschieht, deren Leben dadurch länger, gesünder und besser werden soll (vgl. ebd.: 5).

Das Prinzip des Nudging wird meist anhand von Beispielen plausibilisiert. Das wohl bekannteste ist jenes der Schulkantine auf den ersten Seiten von Thaler und Sunsteins Buch, in welcher Speisen in der Ausgabetheke so neu angeordnet werden, dass gesunde Speisen vorne in der Auslage liegen, während Süßes (und Ungesundes) weit hinten und schwer zugänglich platziert ist (vgl. ebd: 1ff.). Diese Modifikation der Entscheidungsarchitektur führt dann – empirisch nachweisbar – zu einem größeren Verzehr gesunder Speisen und einem geringeren Süßspeisenverzehr, ohne jedoch die Wahlmöglichkeiten der Katinengäste einzuschränken. Beeinflusst werden nur jene Entscheidungen, die ohne größeres Überlegen zustande kommen und somit nicht das Resultat einer bewussten Entscheidung sind (vgl. Kahneman 2003, 2012). Wer trotzdem Süßspeisen essen möchte, kann dies nach wie vor tun. Die Entscheidungsfreiheit der Beeinflussten wird durch Nudging also nicht beschnitten. Lediglich soll die gesündere Wahl statistisch betrachtet wahrscheinlicher werden, um – ebenfalls statistisch betrachtet – die Gesundheit der Katinenbesucher:innen zu verbessern.

Dieser probabilistische Aspekt bringt eine weitere Besonderheit von Nudging mit sich: Weil seine sanfte Wirkung nur im Bereich von Verhaltenswahrscheinlichkeiten erkennbar ist, müssen die durch Nudging induzierten Veränderungen durch aufwändige experimentelle Verfahren sichtbar gemacht werden. Bestimmte Kontexte, wie jener der obigen Schulkantine, werden als lokale Experimentalaufbauten gerahmt, in denen durch kontrollierte Eingriffe Verhaltenseffekte erzeugt und stabilisiert werden. Sowohl in den Selbstbeschreibungen als auch in der sozial- und politikwissenschaftlichen Literatur zum Thema Nudging wird die Rolle randomisierter Kontrollstudien betont, mit deren Hilfe die Effekte der Umgestaltung von Umwelten nachgewiesen werden. Die so ermittelte Evidenz erlaubt darzustellen, wie mit kleinen Veränderungen große Effekte erzielt werden können: »Kleiner Anstoß, große Wirkung.« (Metzger 2020)

In dieser Formel verdichtet sich die Faszination des Nudging. Basierend auf wissenschaftlichen Erkenntnissen darüber, wie menschliche Entscheidungen zustande kommen, sollen durch kleine Eingriffe, ohne die Ausübung von Zwang und unter Aufrechterhaltung der individuellen Entscheidungsfreiheit, große Wirkungen erzielt werden. Nudging steht also für eine Regierungsweise, bei der, ohne viel verändern zu müssen, viel verändert werden kann. Wer Nudging betreibt, der wird sich kaum den Vorwurf gefallen lassen müssen, zu viel zu regieren – ein Grundverdacht, dem sich Michel Foucault zufolge das Regieren seit Mitte des 18. Jahrhunderts in liberalen Gesellschaften ausgesetzt sieht. Um die Frage, »wie man es anstellt, nicht zu viel zu regieren« (Foucault 2004: 29) entspinne sich das ganze Problem einer kritisch-gouvernementalen Vernunft, deren Bezugsproblem ein drohendes Übermaß der Regierungstätigkeit ist, und die so wenig wie möglich und so viel wie nötig regieren will. Thaler und Sunstein antizipieren genau diesen Vorwurf, wenn sie in ihrem Buch postulieren: »[W]e are not for bigger government, just for better governance.« (Thaler/Sunstein 2008: 14)

Mit dem Begriff der Gouvernementalität markiert Foucault einen Übergang von zentralistischen und souveränen Machtformen zur Geburt des modernen Staates, in dem die Freiheit der Regierten selbst zum Ziel der Regierungstechniken wurde, weil nur sie die Prosperität und das Gedeihen der Bevölkerung versprach. »Regieren in einer liberal-demokratischen Art und Weise bedeutet Regieren *durch* die Freiheit und Bestrebungen der Subjekte statt gegen diese.« (Rose 2000: 13) Vor diesem Hintergrund ist auch Nudging mit der Frage konfrontiert: »Welche Rolle kann, welche Rolle darf der Staat in einer Gesellschaft spielen, in der die Freiheit selbst zum grundlegenden Ordnungsprinzip aufgestiegen ist?« (Kindtner 2014: 48).

Foucaults Überlegungen zur Gouvernementalität blieben fragmentarisch und wurden nur posthum als Vorlesungsmanuskripte veröffentlicht. Daran anschließend bildeten sich ab den 1990er Jahren jedoch die Gouvernementalitätsstudien, welche mithilfe von Foucaults Konzepten und Begriffen die Analyse neoliberaler Regierungsweisen äußerst produktiv fortführten (vgl. Burchell/Gordon/Miller 1991; Bröckling/Krasmann/Lemke 2012) und sehr eingängig herausarbeiteten, wie Imperative der Selbstführung und Eigenverantwortung universalisiert wurden (vgl. Bröckling 2007).

Regieren wird von Foucault in einem weiten Sinne verstanden und entspricht eher der im französischen Wort *gouverner* enthaltenen Bedeutung des Steuerns und planvollen Einwirkens auf das Verhalten anderer sowie das eigene Verhalten (vgl. Bröckling 2017: 8). Damit unternimmt Foucault eine

Perspektivverschiebung weg von einem repressiven Verständnis von Macht hin zum Regieren als einem praktischen und alltäglichen Vorgang – als die Gesamtheit der »methodisch angeleitete[n], von eigens dafür ausgebildete[n] Experten [sic] betriebene[n], systematisch beforschte[n] und institutionell abgestützte[n] Sozial- und Selbsttechnologien« (Bröckling 2017: 9). Der Begriff ›Gouvernementalität‹ ist von Foucault somit auch als Gegenbegriff zu ›Souveränität‹ konzipiert, um zwischen einem juridisch-repressiven Verständnis von Macht und dem Regieren, als einer verteilten, netzförmigen und dezentralen Form der Machtausübung zu unterscheiden.¹ Während der Zweck von Souveränität vor allem darin bestanden habe, die Macht des Souveräns, die Größe seines Reiches, die Zahl seiner Untertanen oder die angehäuften Reichtümer zu vermehren, und sich damit auf das *Territorium* richte, bestehe der Zweck von Regierung darin, das Wohlergehen der *Bevölkerung* zu steigern (vgl. Li 2007: 12) – jener »Hauptzielscheibe« (Foucault 2006: 162) moderner Machtausübung, die entlang statistischer Regelmäßigkeiten wie Krankheits- und Sterberaten oder Unfallhäufigkeiten greifbar wird.

Planvolles Einwirken auf das Verhalten anderer; eine methodisch angeleitete und von eigens dafür ausgebildeten Expert:innen betriebene Sozialtechnologie; der Versuch, nicht zu viel zu regieren – als ich mit dem Phänomen Nudging in Berührung kam, staunte ich oft, wie deutlich diese von Foucault und den Gouvernementalitätsstudien beschriebenen Aspekte im Nudging zutage traten. Die Probleme, denen sich Nudging stellt, und die Argumente, mit denen es befürwortet wird, schienen sich genau in jene von Foucault beschriebene, im 18. Jahrhundert aufkommende und ausführlich beforschte und kritisierte Regierungsweise zu fügen. Zudem schien Nudging als Verhaltensbe-

¹ Gouvernementalität wurde häufig als ein Kompositionalwort von »gouverner« (Regieren) und »mentalité (Denkweise) interpretiert, was inzwischen jedoch als Übersetzungsfehler gilt. Dazu schreibt Thomas Lemke: »In früheren Arbeiten habe ich wie viele andere Foucault-Interpreten irrtümlicherweise angenommen, dass der Begriff [...] sich aus den beiden Komponenten [...] zusammensetzt. So schien schon begrifflich markiert zu sein, dass Fragen nach dem Gegenstand von Regierung und ihrer Rationalität nicht voneinander getrennt werden können. So richtig diese Akzentsetzung sein mag, die Herleitung bleibt dennoch falsch. Der Wortstamm ist eindeutig das Adjektiv *gouvernemental* (die Regierung betreffend) und es scheint eher, dass Foucault den Neologismus als Gegenbegriff zur ›Souveränität‹ einsetzt. Dieser Irrtum hat bedauerlicherweise zu einer Reihe von Fehlinterpretationen beigetragen, die das Konzept als eine ›Mentalität des Regierens‹ begriffen bzw. darauf reduziert haben.« (Lemke 2004: 334f., FN49)

einflussung über Entscheidungsarchitekturen genau dem zu entsprechen, was Foucault gegen Ende seiner Vorlesungen zur Geburt der Biopolitik als *Environmentalität* (vgl. Lemke 2021: 168) skizziert hatte – eine Variante der Gouvernementalität, die sich die Beeinflussbarkeit von Verhalten durch Umgebungen systematisch zu Nutze macht. Nudging erschien mir so als eindrückliches Beispiel für eine Machtform, »die nach der disziplinartechnischen Normierung von Subjekten nunmehr über die Manipulation von umweltlichen Variablen operiert« (Hörl 2018: 221).

Post-Foucauldianische Gouvernementalität

Zu Beginn meiner Auseinandersetzung mit dem Thema Nudging gewann ich somit den Eindruck, als werde durch das Phänomen vor allem ein Prozess bestätigt, illustriert oder veranschaulicht, den Foucault bereits Ende der 1970er Jahre diagnostiziert hatte: Ein ›Umweltlich-Werden‹ von Macht. Dies ließ mich einerseits über die prognostische Kraft von Foucaults Schriften staunen, konfrontierte mich aber auch mit der Frage, was es über Nudging eigentlich noch herauszufinden gab, was nicht schon längst von Foucault und den Gouvernementalitätsstudien ausgeführt worden war. Damit war ich nicht der einzige Forscher, der den Eindruck gewann, aus Foucaults langem Schatten kaum heraustreten zu können. Seit dem Beginn der 2000er Jahre wurde mit Blick auf die Gouvernementalitätsstudien die Tendenz kritisiert, repetitiv zu werden, und die breite Palette lose miteinander verbundener Konzepte, welche Foucault im Kontext spezifischer empirischer Studien zusammengestellt hatte, zu einem recht rigiden Rahmen weiterzuentwickeln (vgl. Osborne 2001).

Diese Kanonisierung Foucaults entsprach keineswegs seinem anti-szientistischen Impetus. Foucault hatte seine Analyseinstrumente jeweils mit Blick auf die untersuchten Objekte entwickelt und häufig betont, weder ein kohärentes Theoriegebäude errichten, noch eine Schule bilden zu wollen (vgl. ebd.: 13). Stattdessen sprach er von seinen Büchern als Werkzeugkisten, aus denen man sich nach Belieben »bedienen« (Foucault 2002: 888) solle. Diese analytische Flexibilität war den Gouvernementalitätsstudien im Zuge ihrer Kanonisierung aber verloren gegangen, weil Gouvernementalität dort »als theoretisches ›Passepartout‹ für beliebige Untersuchungsgegenstände und -ziele eingesetzt [wurde], ohne das Konzept einer Überarbeitung, Weiterentwicklung oder Korrektur zu unterziehen« (Bröckling/Krasmann 2010: 32). Aus einem Gespräch zwischen Theorie und Empirie, das bei Foucault noch statt-

gefunden hatte und bei dem sich beide Seiten gegenseitig informieren (vgl. Kalthoff 2008: 10), war eher ein Monolog geworden. Dabei drohte insbesondere der experimentelle Charakter der Gouvernementalitätsstudien verloren zu gehen, die sich doch ursprünglich durch ihre »Randständigkeit und disziplinäre Grenzgängerschaft« (Bröckling/Krasmann 2010: 40) ausgezeichnet hatten.

Zudem wurden die Gouvernementalitätsstudien dafür kritisiert, durchweg durch einen eher düsteren und pessimistischen Ton geprägt zu sein. Die Anthropologin Sherry Ortner (2016) beschrieb diesen Aspekt mit Blick auf ihre eigene Disziplin als »dark anthropology«: »[A]nthropology that focuses on the harsh dimensions of social life (power, domination, inequality, and oppression), as well as on the subjective experience of these dimensions in the form of depression and hopelessness.« (ebd.: 47) Insbesondere dann, wenn die Gouvernementalitätsstudien dazu neigten, Gegenwartsphänomene nur als Ausdruck sich ohnehin vollziehender evolutionärer Transformationen des Regierbarma- chens zu lesen (vgl. Osborne 2001: 13), neigten sie dazu, die Systematik, funktionale Kohärenz und totalisierende Reichweite von Machtformen zu betonen und in eher globale Diagnosen von Machtverhältnissen abzudriften (vgl. Collier 2009: 79). Diese Tendenz, in eine allzu abstrakte Beschreibung des Regierens zu verfallen, in welcher Regierungs rationalitäten betont, und ein Bild von allgegenwärtiger und kaum zu entrinnender Macht gezeichnet wurde, führte auch dazu, die Möglichkeit des Nicht-Regiert-Werdens auszublenden.

Ihr Abstraktionsgrad hatte für die Gouvernementalitätsstudien auch methodologische Gründe. Weil sie – »Mentalität[en] des Regierens« (Lemke 2004: 335) untersuchend – in einem primär diskursanalytischen Zugriff häufig ausschließlich auf Selbstbeschreibungen von Regierungsweisen und damit auf Reflexionen der Regierenden zurückgriffen, bekamen sie vor allem »diskursive Gouvernementalität« (Stenson 2005: 266) in den Blick. Wie diese jedoch praktisch wirkte, und welche »Breachungen, Modifikationen, Verwerfungen, Zurückweisungen bei ihrer Umsetzung und Aneignung« (Bröckling/ Krasmann 2010: 35) auftraten, wurden hierbei ausgeblendet. Von solchen Kritiken ausgehend entstanden seit Mitte der 2000er Jahre eine Reihe von Studien, die den diskursanalytischen Bias der Gouvernementalitätsstudien überkommen wollten, indem sie ethnografische Ansätze in ihre Untersuchungen miteinbezogen (vgl. Rankin 2001; McDonald/Marston/Buckley 2003; Lippert 2005; Mitchell 2006; Li 2007). Sie kritisierten, dass sich die Gouvernementalitätsstudien bisher vor allem auf die Perspektive der Regierenden, der Programmiererinnen und Planer fokussiert hatten, die Perspektive der

Regierten jedoch außer Acht geblieben war (vgl. McKee 2009: 479). Durch Rückgriff auf ethnografische Methoden sollten den ›Top-down‹-Analysen der Regierungsrationallität nun ›Bottom-up‹-Analysen zur Seite gestellt werden, welche die kontingenaten Reaktionen der Regierten und ihre Widerstände sichtbar machen (vgl. Brady 2011: 267).

Damit liefern diese Studien forschungsstrategisch vor allem daraufhinaus, die Gouvernementalitätsstudien um Untersuchungen darüber zu ergänzen, was bei der Realisierung von Regierungsprogrammen geschieht: »[W]hat happens when plans to govern meet the processes and subjects they seek to transform?« (Brady 2011: 267). Solche Untersuchungen trugen erheblich dazu bei, die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit von Regierungsprogrammen herauszuarbeiten, und dabei deutlich zu machen, dass Regieren »unvermeidlich hinter den eigenen Ansprüchen zurück[bleibt]« (Bröckling/Krasmann 2010: 38). Konzeptuell verstanden sie sich als komplementäre Ergänzung zu den diskursanalytisch verfahrenden Gouvernementalitätsstudien, indem die ›klassischen‹ Untersuchung von Regierungsprogrammen nun durch ethnografische Untersuchungen ihrer Anwendung erweitert wurden. Tania Murray Li beschrieb ein solches Vorgehen bei einer Untersuchung von Entwicklungsprogrammen in Indonesien beispielsweise wie folgt:

My research strategy brings together the two kinds of study [...]: analysis of governmental interventions (their genealogy, their diagnoses and prescriptions, their constitutive exclusions) and analysis of what happens when those interventions become entangled with the processes they would regulate and improve. (Li 2007: 27)

Gouvernementale Interventionen wurden also weiterhin genealogisch, diskursanalytisch und entlang ihrer Präskriptionen erfasst, während sich der ethnografische Blick auf ihre Umsetzung und ihre Wirkung konzentrierte: »Analysis of how state actors define problems; new state technologies; and what authorities wanted to happen can be undertaken alongside analysis of what happened when these plans meet the worlds, subjects and processes they aim to transform.« (Brady 2011: 267)

Ich möchte in dieser Studie an diese Strömungen anschließen, jedoch eine andere Akzentuierung vornehmen. Denn die eben skizzierten post-foucauldianischen Studien treffen eine Unterscheidung zwischen den Plänen des Regierens einerseits, wie sie von den Regierenden entworfen werden, und ihrer Umsetzung andererseits, die durch Kontingenz geprägt ist. Damit ist eine im-

plizite Vorstellung einer zeitlichen Aufeinanderfolge der Gestaltung und Implementierung von Regierungsinterventionen sowie ihres Wirkens vorgenommen. Die Regierenden bringen Programme und Interventionen in die Welt, wo sie dann auf die Wirklichkeit treffen und mit Widerständen und unvorhergesehenen Reaktionen konfrontiert sind, weil sich die Regierten meist anders verhalten, als es in den Programmen vorgesehen ist. Dies wird in der im vorigen Absatz zitierten Passage deutlich, wo Michelle Brady das, was »authorities wanted to happen« (Brady 2011: 267) dem gegenübergestellt, »what [actually] happened« (ebd.).

So schlüssig diese Gegenüberstellung ist, bleibt sie doch einer Unterscheidung von Entwicklung und Anwendung verhaftet, die empirisch betrachtet kaum plausibel ist. Sie erinnert beispielsweise an die Unterscheidung von Grundlagen- und Anwendungsforschung, die zwar mit großer Hartnäckigkeit wissenschaftssoziologische Untersuchungen prägt, sich aber einer endgültigen begrifflichen Klärung entzieht (vgl. Gläser/Meske 1996: 39). Wo die Entwicklung von Regierungstechnologien aufhört, und ihre Anwendung beginnen würde, ist empirisch kaum zu beantworten. Zudem ist die Gegenüberstellung von Regierungsseite und der Seite der Regierten asymmetrisch (vgl. Bloor 1976: 7), wenn erstere mit den Mitteln der Diskursanalyse und letztere ethnografisch beforscht wird. Weshalb kann nicht auch die Seite der Regierten als contingente Praxis ethnografisch untersucht werden? Weshalb sollte man sich auf studying-down-Verfahren beschränken, anstatt studying-up (vgl. Nader 1969) zu betreiben und als teilnehmender Beobachter die Perspektive der Regierenden beleuchten?

Mit Blick auf das Phänomen Nudging lassen sich zusätzliche Einwände gegen die Unterscheidung von Planung und Realisierung ableiten, weil sie – systemtheoretisch gesprochen – im Phänomen selbst bereits prozessiert wird. Nudging fußt *erstens* auf einer Kritik jener Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit und beinhaltet das Selbstverständnis, durch eine realistischere Vorstellung davon, wie Menschen sich verhalten, ineffiziente oder fehlschlagende Regierungsinterventionen, die von der Rationalitätsannahme ausgehen, zu übertreffen. Die von den post-foucauldianischen Strömungen vorgenommene Kritik an den Rationalitäten des Regierens, denen sie empirische Aussagen über tatsächliche Regierungswirkungen entgegenstellen, ähnelt somit der in der Verhaltensökonomik vorgenommenen und dem Nudging zugrunde liegenden empirischen Kritik am *Homo Oeconomicus*. Auch dort geht es darum, eine als zu abstrakt und wirklichkeitsfern charakterisierte Annahme durch empirische Beobachtungen zu korrigieren. Bezüglich

der Verhaltensökonomik wurde, wie ich weiter oben dargelegt habe, argumentiert, dass dort die Vorstellung rational handelnder Akteure letztlich perpetuiert werde, weil sie weiterhin als Maßstab gilt, der empirische Abweichungen erst feststellbar macht. Ist es letztlich nicht so, dass auch die post-foucauldianischen Strömungen, wenn sie die Brüche und Unterbrechungen von Regierungsrationonalitäten betonen, die Annahme reproduzieren, dass es auf der Seite der Regierenden vollständig rational zur Sache geht?

Neben der Beobachtung, dass im Nudging die von den post-foucauldianischen Strömungen betonte Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit selbst prozessiert wird, lässt sich *zweitens* erkennen, dass die Entwicklung von Regierungsintervention und die empirische Beobachtung von Regierungs-wirkungen hier miteinander verwoben sind. Während in den post-foucauldianischen Strömungen der Eindruck entstehen könnte, die Planerinnen und Programmierer von Regierungsweisen seien blind für die tatsächlichen Wirkungen ihrer Instrumente, zeichnet sich Nudging dadurch aus, dass die Messbarkeit der intendierten Verhaltensänderungen bereits bei der Entwicklung von Regierungsinterventionen mitgedacht wird. Nudging gleicht, wie ich in dieser Studie zeigen werde, einem Regieren durch Verhaltensexperimenter, wo die Entwicklung von Regierungsinterventionen und ihre Messung zusammenfallen. Nudging vereint also – um eine Formulierung von Ian Hacking zu bemühen – die für experimentelle Praktiken charakteristischen Aspekte des *Representing* und *Intervening* (vgl. Hacking 2007). Demnach wird während der Herstellung von nudgingbasierten Regierungsinterventionen die Sichtbarmachung der Regierungseffekte bereits antizipiert, welche als Veränderungen von Verhaltenswahrscheinlichkeiten nie direkt beobachtbar sind. Ohne diese epistemische Komponente bestünde Nudging nur in kleinen Stupsen, denen keine große Wirkung zugeschrieben werden kann. Nudging ist also eine Regierungsweise, die ihre Wirkungen permanent selbst empirisch beobachtet, und so versucht, »the inevitable gap between what is attempted and what is accomplished« (Li 2007: 1) zu verkleinern.

Der in dieser Arbeit verfolgte Ansatz versteht sich ebenfalls als eine ethnografische Variante der Gouvernementalitätsstudien, legt jedoch einen anderen Fokus. Ich nehme hier keine Trennung vor, welche die gubernementalen Interventionen als Präskriptionen erkennt, ihre Effekte aber durch ethnografische Deskriptionen erschließt. Stattdessen setze ich den ethnografischen Fokus *früher* an. Ich gehe nicht davon aus, dass die gubernementalen Interventionen irgendwann fertig entwickelt sind und dann in die Welt entlassen werden, sondern betone, dass auch ihre Entwicklung bereits in der Welt statt-

findet und als Praxis empirisch beobachtbar ist. Während in der oben skizzierten Perspektive untersucht werden würde, wie fertige Nudges in der Welt ihre Wirkungen entfalten oder verfehlten, interessiere ich mich dafür, wie Nudges überhaupt hergestellt werden. Statt ›Ready Made Nudges‹ untersuche ich ›Nudges in the Making‹ (vgl. Latour 1987: 4ff.). Statt Regierungs rationalitäten zu problematisieren, indem ich auf die Lebenswelten der Regierten fokusse re, untersuche ich die Regierenden selbst als »kompetente Praktiker:innen« (Scheffer 2020: 227), die in ihrer Arbeit mit allerhand Herausforderungen umgehen müssen. Auf diese Weise bekomme ich die Brüchigkeit von Regierungs interventionen nicht erst dort in den Blick, wo sie auf ihre Subjekte treffen, sich mit anderen Regierungsinterventionen kreuzen, auf Widerstände stoßen und zu nicht kalkulierbaren Reaktionen führen. Stattdessen arbeite ich die Unwagbarkeiten des Regierens heraus, die bereits während der Herstellung von Regierungsinterventionen zu bewältigen sind.

Mit der Untersuchung von Herstellungsprozessen verorte ich mich in der Tradition der ethnografischen Laborstudien sowie im Feld der Praxistheorien, einer theoretischen Bewegung, die von der Grundintuition ausgeht, dass alles Gegebene gemacht ist und gemacht werden muss. In dieser anti-essentialistischen Überzeugung wird die Bedeutung des Tuns, der Arbeit und der Aktivität unterstrichen, die hinter der Hervorbringung und Aufrechterhaltung aller Aspekte des sozialen Lebens stehen (vgl. Nicolini 2012: 3). Damit geraten insbesondere die praktischen Herausforderungen und Anstrengungen in den Blick, die bei dieser Hervorbringung zu bewältigen sind.

Ich werde mich im nächsten Kapitel ausführlich um eine konzeptuelle Herleitung meiner Forschungsperspektive bemühen und von der Untersuchung von Regierungs rationalitäten, in welcher Nudges als fertige Objekte erscheinen, auf eine Herstellungsperspektive umschwenken, welche Nudges im Werden untersucht. Für den verbleibenden Teil dieser Einleitung möchte ich jedoch beschreiben, wie ich mich selbst in die Position des Beobachters manövrierte und wie sich diese Rolle für mich ausgestaltete.

Ins Feld

Die Gouvernementalitätsstudien, von denen ich in meiner soziologischen Ausbildung stark geprägt wurde, zeichnen sich durch einen kritisch-politischen Impetus und ein generelles Misstrauen gegenüber den Regierenden aus (vgl. Kindtner 2014: 48). Deshalb wurde Nudging für mich auf eine Weise interessant, bei der Unbehagen in Neugierde umschlägt. Das sanfte, subtile und

unbemerkte Regieren, und der naheliegende Vorwurf der Manipulation, ließen mich schaudern. Hinzu kommt, dass die dem Nudging zugrunde liegende Verhaltensökonomik Teil einer sozialwissenschaftlichen Strömung ist, welche ein Ideal von Wissenschaftlichkeit pflegt, das den Forschungstraditionen, in denen ich mich verorte, eher fremd ist. Ich halte es nicht für übertrieben, von einer intellektuellen Feindschaft zu sprechen, welche interpretative und behavioristische Ansätze voneinander trennt (vgl. Mol 2003: 4). Diese Ausgangslage beschrieb ich am Beginn meiner Feldforschung einmal wie folgt:

Ich untersuche ein Phänomen, das mir als Soziologe ein Schaudern über den Rücken treibt: Der Einfluss der Verhaltenswissenschaften auf Regierungs-handeln. Das Wirksamwerden von Wissensformen, die von den Wissens-formen, zu denen ich mich zugehörig fühle, durch einen tiefen Graben ge-trennt scheinen. Seitdem ich damit angefangen habe, Soziologie zu studie-ren, bin ich es gewohnt auf der *richtigen* Seite des Grabens stehend mit halb zugekniffenen Augen in Richtung der anderen Seite zu blicken und Dinge zu rufen wie: »Das Soziale kann nicht mit den Mitteln der Naturwissenschaft untersuuuuucht werden!«, »Alle Erkenntnis ist Standortgebunden und der Glaube an objektives Wissen ist naaaaiivvv!« »Ihr habt vergessen, dass ihr selbst Teil des Gegenstandes seid, den ihr befoohooorscht!«, etc. Meine Ru-fe sind auf der anderen Seite des Grabens kaum hörbar, dessen bin ich mir sicher. Aber auf meiner Seite sind sie klar verständlich und führen zu aner-kennendem Kopfnicken der Umstehenden. Und auch sie rufen ganz ähnliche Dinge über den Graben. Zwischen den Rufen hört man zustimmendes Mur-meln, in das ich auch einstimme: »Ja, genau so ist es!« »Echt dumm, dass die das ignorieren!« (Mail während der Feldforschung)

Gleichzeitig – und daraus ergibt sich die Ausgangsspannung dieser Studie – hatte ich mich dazu entschieden, Nudging ethnografisch zu erforschen. Um Einblicke in die praktische Herstellung von Nudges zu erhalten, war es für mich unabdingbar, als teilnehmender Beobachter an diesen Prozessen teilzu-nehmen. Mich interessierten die praktischen und alltäglichen Herausforde-rungen, die bei der Herstellung von Nudges auftreten, und die in Interviews kaum zur Sprache kommen würden. Als teilnehmender Beobachter ein Phä-nomen zu untersuchen, dem gegenüber ich aus den oben genannten Gründen eher ein Unbehagen empfand, brachte mich in eine schwierige Ausgangssitu-a-tion. Denn einerseits lag es für mich nahe, die behavioristischen Wissensfor-men im Nudging für ihren Szientismus zu kritisieren. Andererseits verlangt ethnografische Forschung danach, die hiesigen Wissensformen zu respektie-

ren – beste Voraussetzungen also, um in einen double bind zu geraten, bei dem unterschiedliche und einander widersprechende Beziehungsdefinitionen Stress und Leid verursachen (vgl. Bateson/Jackson/Haley/Weakland 1963).

Um Nudging als teilnehmender Beobachter untersuchen zu können, bemühte ich mich zunächst in Deutschland um einen Feldzugang. Doch hier herrschte die eigentümliche Situation vor, dass es zwar eine Reihe von Forscher:innen gab, die das Phänomen Nudging untersuchten, es aber in vergleichsweise wenigen Organisationen bereits praktiziert wurde. Es schien, als sei das kritisch-akademische Interesse an Nudging größer als seine tatsächliche Verbreitung. Zwar gab es bereits die im Kanzleramt ansässige *Projektgruppe wirksam regieren*, jedoch war es äußerst schwierig, dort als Forscher Einblicke zu erhalten. Der Start der Arbeitsgruppe hatte mit einem PR-Debakel begonnen: Die Bild Zeitung hatte anlässlich der Ausschreibung der entsprechenden Stellen berichtet, dass die Kanzlerin »Psychotrainer anheuern« (Höller 2015) wolle. Auch im Spiegel wurde unter der Überschrift »Alchemie im Kanzleramt« (Neubacher 2014) äußerst skeptisch auf die Absicht der Gründung dieser Arbeitsgruppe reagiert, und es wurden generelle Manipulationsvorwürfe verlautbart.

Die *Projektgruppe wirksam regieren* bestand damals zunächst aus drei Mitarbeiter:innen, denen eine weitaus größere Zahl an Forscher:innen gegenüberstand, die Nudging (kritisch) beforschen wollten. Somit war es kaum verwunderlich, dass es auch mir, als einem weiteren dieser Forscher, im Kanzleramt nicht möglich war, einen Feldzugang zu bekommen. Nach einem E-Mail-Wechsel wurde mir mitgeteilt, dass es vor meinem Kontaktversuch schon eine Vielzahl ähnlicher wissenschaftlicher und journalistischer Anfragen gegeben habe, und deshalb auch meine Anfrage abgelehnt werden müsse. Parallel zu meinen Versuchen, im Kanzleramt einen Feldzugang zu bekommen, besuchte ich in Deutschland Konferenzen, sprach mit Forscher:innen, die zum Thema arbeiteten, und lernte Mitarbeiter:innen einer Politikberatung kennen, die unter anderem Nudging-Projekte durchführten. Doch auch dort verfestigte sich mein Eindruck, dass in Deutschland das kritisch-akademische Interesse am Nudging größer sei als der tatsächlich betriebene Umgang damit. In einem Interview mit einem Mitarbeiter dieser Politikberatung war jener vor allem darum bemüht, meine Erwartungen an das Thema herunterzuschrauben und deutlich zu machen, dass die in Deutschland stattfindende Nudging-Praxis bisher in keinem Verhältnis zur medialen und wissenschaftlichen Aufmerksamkeit stand.

Mein Wunsch, die Praxis des Nudging zu beobachten, führte mich deshalb aus Deutschland hinaus. Ich erweiterte meine Suche und führte Interviews mit Mitarbeiter:innen von Nudge Units in anderen europäischen Ländern, wo Nudging bereits als etablierter galt. Der eigentliche Durchbruch meiner Suche nach einem Feldzugang ergab sich aber auf eher zufällige Weise, als ich auf einer Summer School, auf der ich mein Promotionsprojekt vorstelle, einen Doktoranden kennenlernte, dessen Schwager als ›Behavioural Insights- Advisor‹ in einer Behörde arbeitete. Der Kontakt zu diesem Schwager war für mich der entscheidende Türöffner. Über ihn ergaben sich nicht nur weitere Kontakte, die mir schlussendlich auch teilnehmende Beobachtungen ermöglichen sollten. Auch lud er mich zu einer Nudging- Konferenz mit Regierungsmitarbeiter:innen, auf der ich weitere Kontakte knüpfen konnte. Vor Ort existierte eine Mischung aus dezentral organisierten Arbeitsgruppen in Ministerien und Behörden sowie einer Reihe privater Beratungsgesellschaften, welche Projekte in öffentlichem Auftrag durchführten. Mit einer solchen Agentur kam ich in Kontakt, nachdem ich ihren Geschäftsführer interviewt hatte.

Während am Beginn meiner Forschung eine Skepsis gegenüber verhaltenswissenschaftlichen Ansätzen vorherrschte, und ich Nudging vor allem als Ausdruck einer sich vollziehenden Transformation von Regierungsweisen betrachtete, veränderte sich während dieser ersten Phase der Feldforschung auch mein Verhältnis zum Feld. Je mehr Gespräche und Interviews ich führte, desto mehr wurde es mir als ein Praxisfeld vertraut, das nicht nur auf verhaltensökonomischen Annahmen fußt, sondern ein viel breiteres Repertoire an sozial- und verhaltenswissenschaftlichen Wissensformen einbezieht. Die Personen, mit denen ich Interviews führte, hatten zwar oft einen Hintergrund in der Verhaltensökonomik, doch ich sprach beispielsweise auch mit Personen, die Abschlüsse in Anthropologie hatten. Je mehr ich auf diese Weise in Kontakt mit Nudging als Praxis kam, desto stärker konnte ich auch erkennen, dass sich die Praktiker:innen konkrete methodologische Fragen stellten, die sich oft kaum von meinen eigenen unterschieden.

Eine Gemeinsamkeit bestand beispielsweise in generellen Vorbehalten gegenüber befragungsbasierten Daten. Was praktisch getan wird, unterscheidet sich häufig sehr deutlich von dem, wie in Interviews darüber berichtet wird – nicht zuletzt weil ein Großteil des praxisrelevanten Wissens implizit ist und nicht oder nur schwer verbalisiert werden kann (vgl. Polanyi 1985). Deshalb besteht eine Aufgabe ethnografischen Schreibens darin, ›stumme‹ Praktiken in Beschreibungen zu übersetzen (vgl. Hirschauer 2001). Die praxeologischen Vorbehalte gegenüber befragungsbasierten Daten begegneten

mir auf nahezu identische Weise auch in Interviews und Gesprächen mit Nudging-Praktiker:innen. Beispielsweise interviewte ich den Chef der oben genannten Agentur, in der ich später forschen sollte. Im Gespräch legte er mir ausführlich dar, dass es aus Befragungen über tatsächliches Verhalten kaum etwas zu lernen gebe und er deshalb von der Notwendigkeit direkter Beobachtungen überzeugt sei:

B: So, I have seen a lot of reports on behavioral insights and food waste based on interviews. In the few studies I have done in food waste I have been standing down in the garbage and you know cross checking what is said in the living room [...]. The picture is completely different in the garbage than what they are saying in the living room. (Interview 04.02.19)

Es waren solche epistemischen Gemeinsamkeiten, die mir ein anderes Verhältnis zum Feld ermöglichten, und über die es mir auch gelang, einen Feldzugang zu bekommen: Im Anschluss an unser Interview legte ich meinem Gesprächspartner dar, dass ich – so interessant unser Interview auch gewesen war – darin über die Praxis des Nudging wenig herausfinden könnte. Ich schlug ihm vor, in einer Doppelrolle aus Praktikanten und Beobachter einige Monate in seiner Agentur zu verbringen, um mehr darüber zu lernen, wie Nudging praktisch vonstatten geht. Insbesondere formulierte ich damals auch das Interesse, was ethnografische Ansätze zu Nudging beitragen könnten, wenn es beispielsweise um die Übersetzung von »policy challenges into behavioural problems« (OECD 2019: 56) geht. Davon zeigte sich mein Gesprächspartner überzeugt und wir vereinbarten, dass ich ein halbes Jahr später für vier Monate in seine Agentur kommen sollte.

Im Feld

Als Beobachter vor Ort stellte sich mir Nudging erneut auf eine andere Weise dar. Während ich es zu Beginn meiner Forschung vor allem aus einer governmentalitätsanalytischen Perspektive als Ausdruck der Transformation von Regierungsweisen betrachtet hatte und nachdem mir im Zuge meiner Interviews zunehmend epistemische Gemeinsamkeiten aufgefallen waren, lernte ich Nudging nun als konkret stattfindende Arbeit im Büro kennen, durchgeführt von einer Gruppe, in der auch ich mir einen Platz suchen musste. Die Agentur, in der ich forschte, war ein kleines Beratungsunternehmen, das als akademisches Spin-Off entstanden war. Neun Mitarbeiter:innen arbeiteten

hier an Projekten für Behörden, öffentliche und private Unternehmen sowie NGOs. Über den Chef der Agentur, der auch an einer Universität forschte und lehrte, herrschte eine enge Anbindung an den universitären Betrieb. Manche der Mitarbeiter:innen hatten zuvor bei ihm studiert. Und viele ehemalige Mitarbeiter:innen hatten nach ihrer Zeit in der Agentur den Weg in Behörden und Ministerien gefunden. In dieser Hinsicht war die Agentur für viele Mitarbeiter:innen eine Zwischenstation, auf der sie Projekterfahrungen sammelten und sich dann auf andere Stellen bewarben. Über die Jahre war die Agentur direkt oder indirekt an der Entwicklung verschiedener Nudge Units beteiligt gewesen.

Im operativen Betrieb spielte der Chef der Agentur keine große Rolle, weil er von seinen universitären Pflichten, seinen Publikations- und Vortragstätigkeiten meist vollständig ausgelastet war. Für die konkrete Projektarbeit war stattdessen ein Geschäftsführer verantwortlich, mit dem auch ich während meines Aufenthaltes in engerem Kontakt stand. Die restlichen Mitarbeiter:innen waren in je unterschiedlichen Konstellationen in verschiedenen Projekten beschäftigt, die in der Agentur bearbeitet wurden. Zudem waren sie über Stundenkontingente von Behörden gebucht, wo sie Projekte mitbetreuten. Ich selbst fand nach und nach meine Rolle und verhielt mich im Büro dann so, wie ein ›normaler‹ Mitarbeiter, der an Projektbesprechungen teilnahm oder still am Computer arbeitete – entweder um Feldnotizen zu schreiben oder um Aufgaben zu erledigen, die mir in meiner Rolle als Praktikant zukamen. Vor allem das Schreiben von Projektanträgen, das neben der Bearbeitung der laufenden Projekte häufig zu kurz zu kommen drohte, war eine Aufgabe, die ich durchführte. Häufig wurden meine Informant:innen zur Teilnahme an größeren Projektkonsortien eingeladen, weil sie im noch jungen Feld von Behavioural Insights gut sichtbar waren und immer wieder dazu angefragt wurden, sich an der Bewerbung auf große Förderlinien zu beteiligen.

Für mich war es eine Herausforderung, solche Aufgaben und die teilnehmende Beobachtung miteinander in Einklang zu bringen. Denn das Schreiben von Anträgen half mir zwar dabei, im Feld eine legitime Rolle zu finden, andererseits war aber während des Schreibens meine Aufmerksamkeit so absorbiert, dass ich zeitgleich keine Beobachtungen durchführen konnte. Teilnehmer im Feld zu werden, bedeutet nicht automatisch, auch an den Prozessen beteiligt zu sein, für die ich mich interessierte. Dennoch überwogen die Vorteile dieser Rolle im Feld. Denn obwohl ich durch meine Tätigkeiten für die Agentur zeitweilen in Projektanträge vertieft war, und andere Prozesse nicht beobachten konnte, war es mir so doch möglich, eine Rolle finden, von der aus

ich die Teilnahme an bestimmten Besprechungen einfordern konnte. Zudem ermöglichte mir das Schreiben von Projektanträgen immer auch, meine Kolleg:innen um Rat zu fragen, wie sie selbst vorgehen würden. Auf diese Weise war ich nicht bloßer Beobachter, sondern immer auch Lernender, der bereitwillige Unterstützung erfuhr.

Im Verlauf meiner Feldforschung war ich unterschiedlich tief in verschiedene Projekte der Agentur involviert. In manchen war ich festes Mitglied, so dass ich beispielsweise zu Besprechungen hinzugerufen wurde, wenn ich sie, über anderen Aufgaben brütend, vergessen hatte. Andere Projekte verfolgte ich aus größerer Distanz – genau wie andere Mitarbeiter:innen, wenn sie nicht aktiv darin mitarbeiteten. Dann blieb ich über Gespräche beim Kaffeekochen, beim Mittagessen oder zwischendurch auf dem Laufenden, wenn Kolleg:innen ihren alltäglichen Erlebnissen der Projektarbeit Ausdruck verliehen – der Anspannung vor und Erleichterung nach einem wichtigen Projekttreffen, der Aufregung über eine neue Projektanfrage, dem Frust, unzuverlässigen Projektpartner:innen hinterhertelefonieren zu müssen. Eine Mitarbeiterin konnte ich wiederholt in eine Behörde begleiten, wo sie seit Jahren als Beraterin interne Projekte unterstützte. Der Kontrast zwischen dem manchmal hektischen Agenturalltag und dem eher gemächlichen Arbeiten in der Behörde war für mich instruktiv, um auch die Eigentümlichkeiten meines Falles klarer zu erkennen.

Meine Informant:innen führten als Agentur für wechselnde und oft neue Auftraggeber:innen Projekte durch. Diese Organisationsform brachte gewisse Spezifika mit sich, die meine Rekonstruktion der Praxis des Nudging entscheidend färben. Ich untersuchte nicht Nudging allgemein, sondern Nudging als eine spezifisch organisierte und als Auftragsarbeit durchgeführte Form der Verhaltensbeeinflussung, bei der es immer auch eine Rolle spielte, Nudges als Produkte verkaufen zu können. Während in den Kontrastfällen der Behörden weite Planungshorizonte herrschten und Projektstarts bei Bedarf um Monate verschoben werden konnten, war die Arbeit in der Agentur projektbezogen finanziert, was entsprechende Anforderungen und zeitliche Limitationen mit sich brachte (vgl. Torka 2006: 69). Meist mussten für jedes Projekt neue Kooperationspartner:innen akquiriert werden, die jene Umgebungen kontrollierten, die als Entscheidungsarchitekturen im Projekt verändert werden sollten. Und häufig hatten die Auftraggeber:innen keine klare Vorstellung davon, was sie von Behavioural Insights oder Nudging genau erwarten konnten. Sie traten meist mit vage formulierten Ausgangsproblemen an meine Informant:innen

heran, die erst präzisiert und so übersetzt werden mussten, dass sie durch Nudges lösbar waren.

Während meiner Feldforschung wurde mir Nudging zudem als ein mögliches Regierungsinstrument neben anderen deutlich. Während die Gouvernementalitätsstudien dazu neigen, den Fokus auf ausgewählte Regierungs-technologien und Programme zu richten, war Nudging in der Praxis ein Instrument unter vielen. Für die Probleme der Auftraggeber:innen konnten nudgingbasierte Lösungen entwickelt werden. Es war aber genauso denkbar, dass andere Agenturen mit anderen Lösungskonzepten beauftragt wurden. Auf diese Weise standen meine Informant:innen immer in Konkurrenz zu anderen Formen der Verhaltensbeeinflussung, gegen die sie sich auf dem Markt der Regierungsweisen durchsetzen mussten.

Beispielsweise wurde während meiner Zeit im Feld ein Projekt im Auftrag der hiesigen Energiebehörde durchgeführt, bei dem die Zahl energieeffizienter Haussanierungen erhöht werden sollte. Interessanterweise gab es kurz zuvor in Deutschland ein von der Deutschen Energie-Agentur (DENA) verantwortetes Projekt mit einer identischen Zielsetzung. Im ersten Fall wurde eine Behavioural Insights-Agentur beauftragt, die fortan an der Übersetzung dieser Zielvorgabe in Verhaltensaspekte arbeitete, welche durch Nudges beeinflussbar sind. Entlang des idealtypischen Ablaufs vom Hauskauf zur Renovierung identifizierten sie verschiedene Etappen, an denen mithilfe von Nudges ein größeres Bewusstsein für das Thema Energieeffizienz geschaffen werden konnte. Im zweiten Fall wurde das Ziel mithilfe der Kampagne ›Sanierungshelden‹ verfolgt. Einzelpersonen und Familien, welche eine energieeffiziente Sanierung ihrer Häuser bereits durchgeführt hatten, konnten sich auf die Auszeichnung als Sanierungshelden bewerben. Der DENA-Vorsitzende Andreas Kuhlmann beschrieb die Idee hinter der Kampagne wie folgt:

Es sind Menschen, die die Energiewende durch ihr Handeln voranbringen, zum Beispiel durch eine energetische Sanierung ihres Hauses. Die Geschichten dieser Menschen wollen wir mit dem Wettbewerb *Sanierungshelden* ins Rampenlicht rücken und so zum Mitmachen anregen. (DENA 2016)

Während im deutschen Fall also auf die vorbildhafte Wirkung des Heroischen spekuliert wurde (vgl. Bröckling 2020b), die andere Hauseigentümer:innen zur Nachahmung motivieren soll, war im nudgingbasierten Fall ein anderes Vorgehen zu erkennen, bei dem es zunächst vor allem darum ging, durch empirisches Arbeiten mögliche Hebel der Erreichung des Steuerungsziels zu

identifizieren. Als teilnehmender Beobachter, der sich selbst zu empirischem Arbeiten hingezogen fühlt, konnte ich nicht anders, als in diesem Versuch der Verhaltensbeeinflussung einen plausibleren Ansatz zu erkennen.

Weil ich eine Agentur beforschte, in die neue Mitarbeiter:innen kommen und nach zwei bis drei Jahren auch wieder weiterziehen, war ich nicht die einzige neue Person in der Organisation. Der Begriff ‚teilnehmende Beobachtung‘ impliziert, dass es eine laufende Praxis gibt, in die sich eine Beobachterin einlinkt und aus der sie sich irgendwann wieder ausklinken kann. Sie kommt als Fremde, geht etwas weniger fremd, während die ›Locals‹ Locals bleiben. Ich konnte aber feststellen, dass ich zu Beginn meiner Forschung nicht der einzige Fremde war. Eine Mitarbeiterin hatte nur zwei Wochen vor meinem Feldaufenthalt ihre Stelle angetreten, und sie wurde, weil wir beide Neuankommelinge waren, eine wertvolle Gesprächspartnerin für mich. Wir waren zwar in unterschiedlichen Rollen in die Agentur gekommen und hatten unterschiedliche Erwartungen an unseren Aufenthalt dort, trotzdem glichen wir uns darin, dass wir beide unseren Platz finden mussten und zunächst mit den Augen von Fremden auf das Geschehen blickten.

Als Psychologin gab sie mir Tipps, wie ich die sich widersprechenden Anforderungen einer teilnehmenden Beobachtung bewältigen konnte. Häufig erkundigte sie sich über den Fortgang meiner Forschung und was mich aktuell besonders beschäftigte. Als Ethnograf teilte ich mit ihr meine Eindrücke, stellte unfertige Überlegungen zur Probe, und war dankbar für ihre Gegenvorschläge. Für uns beide waren Nudging und Behavioural Insights eine Welt, in die wir hineinzufinden versuchten, und die wir irgendwann auch wieder – zurück an die Uni, weiter zum nächsten Job – verließen. Wir beide, überhaupt die meisten Mitarbeiter:innen, die ich kennenlernte, waren lediglich temporäre Teilnehmer:innen dieser sich neu formierenden Praxis, ehe sie weiterzogen. So lernte ich verschiedene Personen mit individuellen Lebenssituationen und Werdegängen kennen, welche aus der Perspektive der Gouvernementalitätsstudien als »Regierende« bezeichnet würden – schließlich hatte ich es genau mit jenen eigens ausgebildeten Expert:innen zu tun, die Sozialtechnologien entwickelten, um Verhalten zu beeinflussen. Jedoch wären meine Informant:innen mit dieser Bezeichnung kaum erschöpfend beschrieben. Es waren vielmehr Praktiker:innen, die im Arbeitsalltag konkrete Herausforderungen

zu bewältigen hatten und sich bemühten, diese so gut wie möglich zu meistern.²

Auch ich leistete als teilnehmender Beobachter meinen Beitrag zur Durchsetzung und Weiterentwicklung dieser Regierungstechnologie, indem ich beispielsweise Projektanträge schrieb – eine Rolle, die aus gubernementalitätsanalytischer Sicht problematisch erscheint, weil sich von ihr aus die kritische Distanz kaum wahren lässt, in der Nudging als sanfte Regierungsweise diagnostisch eingeordnet werden kann. Diese Studie ist also von einem spannungsreichen Nähe-Distanz-Verhältnis gekennzeichnet und durchzogen. Ich bemühe ich mich in ihr um eine kritische Nähe (Latour 2005; vgl. Birkbak/Petersen/Elgaard Jensen 2015; Scheffer 2020), in der ich aus der Position des teilnehmenden Beobachters ein Phänomen untersuche, von dem ich im Verlauf meiner Forschung ein Stück weit selbst Teil geworden bin.

Ausblick

Im folgenden Kapitel werde ich unter der Frage WIE NUDGING WISSEN? dieses Nähe-Distanz Verhältnis aufgreifen und daraus meine Untersuchungsperspektive herleiten. Ausgehend von dem diskursiven Bias der Gouvernementalitätsstudien werde ich zu einer praxeologischen Perspektive auf Herstellungsprozesse von Nudges umschwenken, in der es mithilfe des Konzepts des formativen Objektes (vgl. Scheffer 2013) möglich wird, die Dynamiken und Spannungen solcher Herstellungsprozesse zu rekonstruieren. Nudges als formative Objekte zu untersuchen, schärft den Blick für die alltäglichen Herausforderungen der Herstellung sowie den Anforderungen, die ein formatives Objekt an seine Praktiker:innen stellt. Der Hauptteil dieser Studie besteht aus einer theoretischen Empirie (vgl. Kalthoff 2008), in der ich die Herausforderungen der Herstellung rekonstruiere, die einem fertigen Nudge in Projektberichten und der Literatur nicht mehr anzusehen sind. Diese Herausforderungen beziehen sich auf drei Dimensionen, die empirisch betrachtet den Anforderungen entsprechen, die ein Nudge als formatives

2 Der Anthropologe Gerd Spittler weist mit dem Begriff des ›Meisterns‹ darauf hin, dass ›Arbeit‹ immer auch bedeutet, sich auf Arbeitsgegenstände einzulassen: »Zwar sprechen wir davon, dass wir einen Gegenstand oder eine Tätigkeit beherrschen. Doch täuscht das darüber hinweg, dass es sich dabei um etwas völlig anderes handelt als bei Herrschaft. Statt von beherrschen sollten wir besser von meistern sprechen. [...] Man muss [...] Kenntnisse und körperliches Geschick besitzen und sich auf die Eigenständigkeit und Widerständigkeit des Gegenstandes einlassen.« (Spittler 2016: 131)

Objekt erfüllen muss, um als gelungener Nudge gelten zu können. Er muss *erstens* auf ein relevantes Bezugsproblem antworten, damit die angestrebte Verhaltensänderung sinnvoll erscheint. Er muss *zweitens* eine Lösungsstrategie beinhalten, die aus der Veränderung von Umgebungen besteht. Und *drittens* muss empirische Evidenz über die induzierten Verhaltensänderungen vorliegen, damit von einer wirksamen Intervention gesprochen werden kann. Diese drei Anforderungen durchziehen die Herstellungspraxis und müssen dort miteinander in Einklang gebracht und ausbalanciert werden.

Aus theoretischer Perspektive werfen diese drei Aspekte auch je eigene konzeptuelle Register und Fragen auf, mit denen sie sich analysieren lassen. So schließe ich im ersten Hauptkapitel zur ARBEIT AM PROBLEM an Untersuchungen von Problematisierungsprozessen (vgl. Bacchi 2009) an und zeichne nach, durch welche konkrete epistemische Arbeit es gelingt, große Bezugsprobleme in kleine Verhaltensprobleme zu übersetzen. Im zweiten Hauptkapitel zur ARBEIT AN DER LÖSUNG untersuche ich, wie jene Umgebungen unter Kontrolle gebracht werden, die mit Blick auf Bezugsprobleme als relevant erscheinen, und wie sie so bearbeitet werden, dass in ihnen verändertes Verhalten beobachtet werden kann. Dabei wird deutlich, dass Problem und Lösung in einem ko-konstitutiven Verhältnis zueinanderstehen – Probleme werden dort lokalisiert, wo sich der Zugriff auf veränderbare Umgebungen ergibt; und dieser Zugriff wird dort erarbeitet, wo Probleme lokalisiert werden können. Im dritten Hauptkapitel zur ARBEIT AN DER EVIDENZ widme ich mich den epistemischen Praktiken, mit deren Hilfe Steuerungseffekte sichtbar gemacht werden. Als Veränderungen von Verhaltenswahrscheinlichkeiten sind sie nicht direkt beobachtbar, sondern müssen durch aufwändige experimentelle Verfahren hervorgebracht werden. Dabei wird deutlich, dass die gesamte Herstellung von Nudges als Planung und Durchführung von Verhaltensexperimenten interpretiert werden kann, die stark beeinflussen, was als Problem und Lösung erscheinen kann. Neben dem ko-konstitutiven Verhältnis, das Problem und Lösung auszeichnet, erscheint die Evidenz als zusätzliche Kraft und als Attraktor, auf den sich die beiden anderen Teilobjekte in ihrem gemeinsamen Werden hinbewegen.

In der Zusammenschau dieser drei Kapitel ergibt sich so ein aus der Nähe gewonnenes und von den alltäglichen Herausforderungen ausgehendes, praxeologisches Verständnis der Herstellung von Nudges, welches ich in einem RÜCKBLICK zusammenfassen werde. In einem AUSBLICK werde ich das soziologische Potenzial meiner Untersuchung reflektieren.

